

dieses Thema noch mit 33 % interessant, und nur die Nie-Kirchgänger ziehen diesem Thema ein anderes vor, nämlich die Verbesserung der »Welt, der Gesellschaft, in der wir leben«.

Einen weiteren Hinweis auf die Deutung dieser Befunde liefert das folgende Ergebnis der Repräsentativbefragung. Der Interviewer legte eine Liste mit Antworten vor und bat: »Könnten Sie mir danach sagen, wo Sie am ehesten an Gott denken?« An der Spitze der Antworten lag »bei Trauerfällen«. Genau 70 % aller Katholiken, 77 % der regelmäßigen Kirchgänger, 64 % der seltenen Kirchgänger und sogar 50 % der Nie-Kirchgänger denken »bei Trauerfällen« an Gott.

Muß angesichts solcher Zahlen nicht die Frage gestellt werden, wie diese – offenbar exzeptionell günstige – Chance zur Glaubensverkündigung im Routine-Betrieb des kirchlichen Alltags genutzt wird? Sind sich alle Seelsorger der pastoralen Wirkmöglichkeiten bewußt, die gerade auf dem Friedhof auf sie warten? Werden sie darauf vorbereitet? Ist der Ritus für Beerdigungen so beschaffen, daß er die besten Voraussetzungen für die Wahrnehmung dieser Chancen bietet?

Es versteht sich von selbst, daß dies nicht die einzigen Kriterien sind, nach denen ein solches Problem behandelt werden muß; aber sie sind doch wohl wichtig genug, um stärker berücksichtigt zu werden, als dies im allgemeinen geschieht.

Noch häufiger als »bei Trauerfällen« denkt die Gruppe der regelmäßigen Kirchgänger »während der Messe« an Gott, nämlich 84 %. Auch »Weihnachten« ist eine Antwort, die charakteristische Zahlenverhältnisse aufweist: Mit 41 % rückt Weihnachten bei den Nie-Kirchgängern an die zweite Stelle nach »Trauerfällen«. Mit 30 % sind die Nie-Kirchgänger führend in der Gruppe derer, die »in der Natur draußen« an Gott denken. Besonders bemerkenswert erscheint die geringe Zahl derer, die »bei Kunsterlebnissen« an Gott denken – es sind nur 5 % der Befragten insgesamt. (Dabei wird man zu der Überlegung verführt, um welche Art von »Kunsterlebnissen« es sich da wohl han-

deln mag, wenn sie so selten eine Gelegenheit bieten, an Gott zu denken.)

Für die Aufrichtigkeit der Antwortenden – und damit für den Aussagewert der Ergebnisse der Befragungsaktion – spricht der Umstand, daß offenbar nicht der Versuch gemacht wurde, Dankbarkeit vorzutäuschen. Auch von den regelmäßigen Kirchgängern denken nur 56 % an Gott, wenn sie eine Krankheit gerade überstanden haben, nur 27 %, wenn es ihnen besonders gut geht – während 60 % an Gott denken, wenn sie krank sind, und 47 %, wenn es ihnen schlecht geht.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei wiederholt, daß es nicht Aufgabe sozialem-pirischer Untersuchungen sein kann, das Bild des Priesters, wie er sein soll, aus den Erwartungen und Wünschen des Kirchenvolkes abzuleiten. Die Sendung durch den Herrn der Kirche, das Wort der Schrift und die Überlieferung der Christenheit müssen das Priesterbild in seiner Substanz bestimmen, wenn nicht der Sinn des Ganzen, der Auftrag von oben, verfehlt werden soll. Aber als Anregung zu kritischer Selbstprüfung und als Werkzeug zur Verbesserung der Seelsorge können diese Daten unschätzbare Dienste leisten.

Noch steht die kirchliche Soziographie in ihren Anfängen. Die bereits durchgeführten Befragungsaktionen sind noch längst nicht vollständig ausgewertet. Für die Landkarte, aus der hier einige wenige Eintragungen mitgeteilt worden sind, muß noch viel Vermessungsarbeit geleistet werden; aber sie ist notwendig, wenn die heute gegebenen Möglichkeiten, sich der Fakten zu vergewissern, auch der Kirche nutzbar gemacht werden sollen.

Otto B. Roegele

KRÄNZE FÜR LENI GRUYTEN ODER BÖLLS WELT. – Heinrich Bölls Vorliebe für Blumen in den Händen von Damen ist bekannt. In seinem jüngsten Roman erfährt diese Liebe eine neue Variante: statt Blumen sind es Kränze. Kränze in den Händen von Damen und aus den Händen von Damen –

über Jahrzehnte. Und Böll windet auch seiner Protagonistin, der Figur, um die sich das Panorama von Personen aufbaut, aus der es sich herauskristallisiert, einen Kranz seiner Verehrungen und Hoffnungen.

»Gruppenbild mit Dame«<sup>1</sup> skizziert das Verhältnis des Einzelnen in der Gesellschaft: des guten Einzelnen, der wenigen guten Einzelnen in einer verrotteten Gesellschaft. Bölls treffender Titel akzentuiert: Schwerpunkt soll sein und ist nicht der Einzelne, sondern die Gruppe, ein bestimmtes Segment der Gesellschaft. Sie wird auf den Einzelnen bezogen.

Die »Gruppe«, die Böll abbildet, besteht aus mehreren fiktiven Familien seiner rheinischen Heimatstadt. Sie sind durch Geschäft und Verwandtschaft miteinander verbunden. Da sie nicht vom dritten Ort des Erzählers aus beschrieben, sondern soweit wie möglich vom Autor befragt werden, stellen sie sich selbst dar; und da ihre Aussagen dem recherchierenden Autor nicht genügen, zieht dieser weitere Mittelpersonen hinzu, die er ausfragt und die so die »Gruppe« erweitern. Diese Technik der Rapporte oder Pseudorapporte ist nicht neu, auch bei Böll nicht.

Man wird fragen, warum der Autor so viele Menschen um Auskünfte ersucht. Die Antwort lautet: weil »die Dame«, deren Lebensweg der Autor nicht kennt, und welchen kennenzulernen ihn reizt, schweigsam und verschwiegen ist. Daß der Lebensweg der Leni Gruyten recherchierenswert erscheint, erklärt sich allein aus der gesellschaftlichen Lage der Dame im Jahre 1970: sie ist outsider und wird von der Gesellschaft als solcher traktiert.

Dem Leser stellt sich Bölls Roman als ein umfangliches Kompendium von »Original«-Aussagen, zusammengefaßten Aussagen und Anmerkungen des Autors dar. Die Materialmasse über »die Dame« und die »Gruppe« wird geordnet mit Hilfe der Zeit. Böll schafft einen Handlungsablauf in Übereinstimmung mit dem Zeitablauf. So entstehen zahlreiche Viten, Biographien, die nie durchgängig berichtet werden, sondern im-

mer durchbrochen sind durch Teile von Lebensberichten anderer. Das Ende des Buches holt seinen Anfang ein. Trotzdem setzt sich der Eindruck fest: das Buch könnte hundert Seiten länger sein, ohne an Wert zu verlieren, es könnte hundert Seiten kürzer sein und gewänne dadurch nichts.

Ein weiterer Eindruck: Obgleich die Flut von direkter Rede gewaltig ist, ist die Diktion der Befragten und Antwortenden fast immer auswechselbar. Sie sprechen alle gleich – wie Böll, vermutlich, weil die Zahl der Sprechenden zu groß ist. Auf diese Weise gewinnt keine Figur Leben. Die Figuren instrumentieren nicht einmal das Buch. Sie haben Funktionen. Das hat zur Folge: Obgleich alle Figuren während Nazizeit und Krieg viel erlebt haben, sind sie davon nicht gezeichnet. Keine der Böllschen Figuren leidet. Auch »die Dame« nicht. Sie trägt und erfährt ihr Geschick wie private auswechselbare Erfahrung.

Entsprechend dem Funktionscharakter seiner Figuren qualifiziert Böll diese nicht moralisch. Es gibt keine guten und schlechten Menschen in dem Buch. Doch gibt es solche, die eindeutig Bölls Sympathie haben, und solche, die sie nicht haben. Diejenigen, die Böll menschlich nahestehen, sind Indikatoren für das, was Böll unter »Menschen und Menschlichkeit« versteht. Es ist nicht sicher, ob Böll mit ihnen etwas »Positives« aussagen will. Aus seiner Sicht sind es vor allem Andersartige, bezogen auf die Normalität der Gesellschaft, in deren Augen vielfach »Abartige«. Die Andersartigkeit bezieht sich immer nur auf den Einzelnen. Da Böll auch in diesem Buch durch die Existenz der Outsiders die Normen und Werte der Gesellschaft in Frage stellt, entsteht ein Schwarz-Weiß-Klischee jenseits von Gut und Bö. Böll macht das dadurch deutlich, daß auch seine Outsiders nicht frei von Fehlern und Torheiten sind.

Die Ausgeschlossenheit der Einzelnen kann durch äußere Umstände erzwungen werden – wie im Falle der Separatistin und Kommunistin Liane Hölthohne alias Elly Marx und der Klosterfrau Rahel. In beiden Fällen wird sie von den Betroffenen akzeptiert

<sup>1</sup> Heinrich Böll, Gruppenbild mit Dame. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1971. 400 S.

und nicht einmal versuchsweise dagegen protestiert. Die Betroffenen bekennen sich zu ihr, weil ihnen mit Böll klar ist, daß sie von dieser Gesellschaft nichts anderes erwarten können. Also gehen sie ihren Weg. Sie machen aus der Not keine Tugend, denn in ihren Augen besteht keine Not.

Freilich ist zu bedenken, ob Böll in seinem Buch Menschen schaffen wollte, die gegen die Gesellschaft kämpfen und mit denen der Leser sich identifizieren soll. Oder ob er nicht die Gesellschaft durch homunculi bloßzustellen sucht und die Durchschnittlichkeit der Gesellschaft durch Kuhstprodukte, Retortenfiguren zu denunzieren sucht. Das Beispiel der Schwester Rahel, genannt Haruspica, spricht für diese Annahme. Diese jüdische Schwester wird von ihrem Konvent vor dem Zugriff der Nazis geschützt. Sie ist gebildet, promoviert, vielleicht sogar habilitiert, war deutsche Jugendmeisterin in 80-Meter-Hürdenlauf. Trotzdem ist sie nicht zum Unterricht zugelassen (1936), sondern arbeitet als Putz- und Flurschwester im Kloster; sie hat über das morgendliche Reinigungsritual der Internatsschülerinnen zu wachen. Sie besitzt die Fähigkeit, aus dem Kot ihrer Schülerinnen deren physisches und psychisches Befinden, ihre schulische Entwicklung, ja die Ergebnisse der Klassenarbeiten im voraus zu lesen. Eine solche Ordensschwester, Produkt einer pubertären Phantasie, ist als literarische Figur nicht lebensfähig, selbst dann nicht, wenn das alles nur erfunden wäre, um zu schockieren oder um zu begründen, weshalb die Schwester mit ihrem Konvent auf Kriegsfuß lebt.

Auch »die Dame« Leni Gruyten ist ein Kind der Retorte. Sie geht von der vierten Klasse der Volksschule ab, nachdem sie mehrmals hilfsschulverdächtig gewesen war. Die Nonnenschule besuchte sie aus Gründen des Mißerfolgs ebenfalls nur zwei Jahre. Dazu Böll: »Leni war durchaus bildungsfähig, sogar bildungshungrig oder -durstig, und alle Beteiligten waren bemüht, ihren Hunger bzw. Durst zu stillen. Nur die gebotenen Speisen und Getränke entsprachen nicht ihrer Intelligenz, nicht ihre Veranlagung, nicht ihrer Auffassungsgabe.«

Leni spielt Klavier, Schubert ist ihre Grenze, stellt Böll fest: vor dem Krieg. Dann fallen die Bomben auf Köln und ein international anerkannter Musikkritiker bemerkt, daß, wenn Leni Schubert spielt, »Musik geschieht«. Und 1956, nach dem Tod von Lenis zweitem Mann, stellt der gleiche Musikkritiker fest, als er Leni wieder spielen hört: »Das war einfach Weltklasse.« – Lenis Sohn Lev ist im Gefängnis, er übt den einzig möglichen Beruf der Outsider und Gastarbeiter aus: Kolonnenführer bei der städtischen Müllabfuhr. – Das sind die Figuren, die Bölls Herzen nahestehen.

Es geht Böll nicht um die Glaubwürdigkeit seiner Sympathiefiguren, sondern um die Darstellung der Unerträglichkeit, als Böllsche Sympathiefigur in einer unglaublichen Gesellschaft existieren zu müssen. Aus dem Homunculuscharakter der Kontrastfiguren nun zu folgern, Bölls Gesellschafts-panorama sei ebenfalls ein Retortenprodukt, wäre falsch. Wohl ist Böll blind für die menschlichen Probleme der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Ihr gegenüber kennt er nur ideologisch fixierte Urteile. (Aus der gleichen Ideologie bauen sich die Protagonisten, seine Sympathiefiguren auf, sie stehen gegen *diese* Gesellschaft, nicht gegen die Nazideutschlands.)<sup>2</sup>

Hingegen stimmt die von Böll skizzierte deutsche Gesellschaft der Nazizeit und der Kriegsjahre. Sein Blick ist hier – auf eine mit historischer Schuld beladenen Gesellschaft – nicht von Haß verstellt. Es wäre übertrieben

<sup>2</sup> Woher kommt die jede Objektivität hohnsprechende Wert- oder Unterschätzung der Gesellschaft der Bundesrepublik? Böll hat unlängst, unabhängig von »Gruppenbild«, einen Hinweis gegeben. Er hat und kennt keine Heimat mehr; das kölsche Rheinland seiner Kindheit ist für ihn dahin, nicht nur von Bomben zerschlagen. Böll glaubt eine Heimat gehabt zu haben, wie er hinzufügt, weil er heute keine mehr hat; denn nur wer Heimat verloren hat, weiß, daß er eine gehabt hat. Das ist Sehnsucht nach Kindheit, nach der Fiktion der »heilen Welt« (in: Mitscherlich/Kalow [Hrsg.], Hauptworte/Hauptsachen. Heimat/Nation. Piper, München 1971, S. 13 ff).

und träfe nicht zu, behauptete man, der altgewordene Böll romantisiere die Nazizeit. Aber er braucht diese Zeit nicht mehr, um seine Aggressionen abzureagieren, denn dazu hat er die gegenwärtige Gesellschaft. Da das Buch über weite Strecken von den Erfahrungen und Erlebnissen der »Gruppe« in den dreißiger und vierziger Jahren bestimmt wird, trägt es literarisch und ist lesbar.

Bölls »Gruppenbild« war über Monate Deutschlands Bestseller. Auch wenn nichts darüber bekannt ist, welche Schichten und Altersgruppen das Buch kaufen, darf angenommen werden, daß ein hoher Prozentsatz von Käufern und Lesern Menschen sind, für die die von Böll geschilderte Zeit Historie ist. Worin liegt der Anreiz für sie, das Buch zu lesen?

Einmal in seiner Lesbarkeit, einer verständlichen Sprache, einer Bescheidenheit des sprachlichen Zugriffs, dem Verzicht auf alles Artifizielle, auf alle Modernität; zweitens, in dem vom Autor gewählten sozialen Ausschnitt; geschildert wird eine kleinbürgerliche Welt, deren Exponenten – das ist nicht ohne Bedeutung – mit der Lebenskunst der Oberschichten vertraut sind. Dieser Ausschnitt »Welt« läßt, auch wenn das Zeitgeschichtliche des Berichts (Nazijahre) hinter uns liegt, ausreichend Identifikationen zu.

Schließlich bietet Böll auch in diesem Buch Gesellschaftskritik an. Keine wissenschaftlich, analytisch-differenzierte, dies nicht einmal

dem Anschein nach trotz Abdruck von Lexikonartikel, wie sie Alexander Kluge seinerzeit in »Schlachtbeschreibung« versuchte, sondern eine unterschwellig emotionierte gegen alles, was Normalität und Durchschnittlichkeit der deutschen Nachkriegsgesellschaft ausmacht. Bölls sog. Urteile dienen vielen Lesern dazu, die ihren sich bestätigen zu lassen.

Das gilt – im Falle dieses Buches – wiederum für alles, was Kirche, kirchliche Gesellschaft, Kirche in dieser Zeit betrifft: für die Enttäuschung Bölls über die – aus seiner Sicht – kleinbürgerlich verprovinzialisierten Kirche seiner Kindheit, die im Kampfe gegen den Naziterror nicht da war, weil sie – verspießert – nicht da sein konnte, die Bölls Herzen freilich viel näher steht als der gigantische Machtblock der Kirche der Nachkriegszeit – dies alles aus der Sicht Bölls –, eine Macht, die Böll haßt und deren Verwerflichkeit die unterschwelligen Einstellungen Bölls gegenüber der Kirche seiner Kindheit kräftig miteinfärbt.

In diesem unterschwelligen Bereich, wo das Wort Ministrant gleichermaßen Reizwort ist wie das Wort CDU oder Barzel, deckt Böll ein weites Feld von Erwartungen ab. Da sättigt er die nicht nachlassenden Bedürfnisse der vielen Tiefverletzten. Heilen freilich kann er niemanden.

Franz Greiner

Henri de Lubac, geboren am 20. Februar 1896 in Cambrai, wuchs in Bourg-en-Bresse auf. 1913 trat er in die Gesellschaft Jesu ein, war Noviziant in St. Leonards-on-Sea (England), nahm von 1915 bis 1918 am Ersten Weltkrieg teil, wurde bei Ende des Krieges mit schweren Verwundungen mit dauernden Nachwirkungen entlassen. Er studierte humanistische Studien in Canterbury, Philosophie in Jersey, Theologie im Seminarium Orense in Ore Place, Hastings, und in Lyon-Fourvière. 1927 wurde er zum Priester geweiht. 1929 wurde er Dozent für Theologie an den Facultés Catholiques de Lyon, 1934 Professor für Dogmatik, 1938 Professor für Fundamentaltheologie, 1939 Professor für Religionsgeschichte, 1958 Mitglied des »Institut de France«. Das Werkverzeichnis von Père de Lubac umfaßte bis Ende 1970 279 Nummern.

Eugenio Corecco, geboren am 3. Oktober 1931 in Airolo (Schweiz), 1955 zum Priester geweiht, studierte an der Gregoriana und an den Universitäten München und Fribourg; er ist Lizentiat der Theologie und des Zivilrechtes und Doktor des Kirchenrechts. Seit 1969 Professor für Kirchenrecht an der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg.

Robert Spaemann, geboren am 5. Mai 1927 in Berlin, lehrt als ordentlicher Professor Philosophie und Pädagogik an der Universität Stuttgart (TH).